

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Hirtler, Franz: Nachtgespenster. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Nachtgespenster

Erzählung von Franz Sirtler

Bei Nacht hat die ganze Welt ein anderes Gesicht als am hellen Tage; auch die Gefühle und Gedanken vieler Menschen sind zu nächtlicher Stunde von der Düstertät beschattet, die über der Erde liegt. Wer im stillen Einbachtal das schindelgedeckte, blühsaubere Haus des Försters Runz im Sonnenschein freundlich daliegen sah am grünen Wiesenabhang, der machte sich wohl keine Vorstellung davon, wie bang einem Menschen dort in dunkler Neumondnacht zumute sein konnte. Dem jungen Runz, dem Förster, machte es freilich nichts aus, wenn die schwarze Finsternis über dem Tal lag. Er fand im tiefsten Dunkel seinen Weg durch den Wald und über den schmalen Nachsteg zu seinem Berghäusle, wie er es nannte, und seine Frau Regine blieb völlig ruhig, wenn er einmal abends eine Stunde oder zwei länger ausblieb als gewöhnlich, weil er droben bei den Felsen auf einen Rehbock gewartet hatte. Sie wußte ihren Ludwig drüben auf dem Berg, irgendwo im Raum des Tals, das nun ihre Heimat geworden war. Sie ließ auch am späten Abend die Tür offen stehn für ihn und sang ihren kleinen Hubert in den Schlaf.

Das wurde nun freilich anders, als im Spätsommer der Krieg ausgebrochen war, der Förster Runz zu seinem Regiment hatte einrücken müssen und auch bald darauf bei dem schnellen Vormarsch in Polen seinen Mann stellte. Da fühlte Regine mit einemmal die Einsamkeit dieses Tals, in dessen Waldrevier sie sonst immer irgendwo ihren Ludwig gewußt hatte. Es zog sie nun tagsüber nichts mehr an das Fenster oder vor die Haustür zu einem raschen Blick hinüber auf den Rapsenberg, den Silberbuck oder den Klusenwald, wo sie sonst manchmal ihren Mann hatte jauchzen oder seinen „Wolf“ hatte bellen hören, auch laufchte sie nicht mehr wie früher in die Stille hinaus, ob droben am Berg ein Schuß fiele, denn nun paßte der Ludwig nicht mehr bei den Felsen oder im Dobel auf einen Rehbock.

Mit einemmal aber war etwas über Regine gekommen, was sie vorher nie gekannt hatte, eine unheimliche Furcht, von der sie überfallen wurde, wenn die Nacht in das Tal herabsank. Das bange Gefühl in ihr kam aber nicht aus der Ueberlegung, daß sie nun in ihrem abseits liegenden Haus in Gefahr war, von irgendeinem Kerl überfallen oder bedroht zu werden. Solche Besürchtungen lagen ihr zunächst ganz fern. Es war einfach die Einsamkeit, die sie am späten Abend bedrückte und ihr die Welt unheimlich machte; ihre Gedanken, die zu dieser Stunde mehr als sonst bei ihrem Manne weilten, wußten nun gar nichts von ihm und kannten nicht den Ort, wo er weilte und was ihn diese Zeit beschäftigte. Wenn während des Tags das weite Talrevier ihr noch das alte vertraute Gesicht zeigte, so war sie bei ihrer Arbeit einigermassen beruhigt, in der Nacht aber wurde ihr die Welt draußen gespenstisch. Es half ihr nichts, daß sie nun die fünfzehnjährige Maria, die tagsüber den kleinen Hubert behütete, auch während der Nacht bei sich behielt. Das Kindermädchen war selbst schon in der ersten Nacht von tiefer Unruhe befallen und wollte Schritte um das Haus gehört und Stimmen vernommen haben. Aber des Försters „Wolf“ blieb, ohne sich zu rühren, auf seinem Ruheplatz. Regine wollte Maria beruhigen, sprang aus dem Bett und holte aus dem Gewehrschrank ihres Mannes Drillingsbüchse und erklärte der bebenden Maria, sie werde mit den Strolchen fertig, und wenn es ein halbes Duzend wäre. Sie zeigte Maria, daß sie das Gewehr zu laden verstand. Es rührte sich aber in dieser Nacht nichts mehr, und am darauffolgenden Tag lachte Regine selbst über die dumme Angst, von der sie befallen gewesen war. Sie spürte wohl, daß Marias Anwesenheit ihre Bangigkeit eher vermehrte als verminderte, aber sie konnte nicht mehr ohne das Mädchen sein. Ihrem Mann schrieb sie kein Wort von ihrer Unruhe während der Nacht, die ihr

am hellen Tag oft sehr töricht erschien. Ludwigs eigene Briefe, die in ihrer Wortfargheit eine verhaltene Sehnsucht nach Regine zum Ausdruck brachten, aber nichts von seinen näheren Lebensumständen verrieten, bewiesen ihr, daß er keine Ahnung davon hatte, wie seine Frau mit Nachtgespenstern kämpfte.

Oft war ihr der Anblick ihres friedlich schlummernden, kaum sieben Monate alten Kindes eine Ablenkung von den bösen Bedrängnissen während der Nacht. Sie hatte auch Augenblicke, wo sie gerade um den kleinen Hubert sich ängstigte und sich ganz in unsinnige Vorstellungen verlor. Einstmals, als ihr Ludwig von dem wilden Klusen-Eber erzählt hatte, einem riesigen Untier, das vorn und hinten einen mit schrecklichen Hauern bewehrten Kopf habe, hatte sie fröhlich über dies Kinder-Schredgespenst gelacht, das vom Klusenwald aus manchmal herabkommen solle. Aber nun geschah es, daß sie einmal gegen Mitternacht, als sie eben an Ludwig einen Brief schrieb, ein unerklärliches dumpfes Geräusch vernahm, das aus der Richtung des Klusenwalds kam und sich rasch näherte. Als plötzlich auch „Wolf“ von seinem Platz aufsprang, sich mit zornig verhaltenem Anschlag gegen eine drohende unsichtbare Gefahr wandte, und gleichzeitig der kleine Hubert kläglich zu wimmern begann, konnte all ihre klare Vernunft nicht mehr gegen die Vorstellung aufkommen, daß der Klusen-Eber das Haus bedrohe. Maria stieß einen leisen Schrei aus und verbarg ihr Gesicht in den Kissen. Regine aber sprang zum Gewehrschrank, nahm die Blüchse, riß das Fenster auf und feuerte.

Der Schuß ging talaufwärts und weckte ein vielfaches schauerliches Echo von den Bergwänden. Einige bange Minuten lang lauschte die Frau in die schwarze Dunkelheit hinaus, in der sich nichts rührte. Dann schloß sie in merkwürdiger Beherrschtheit das Fenster und beruhigte die zu Tode erschrockene Maria. Es sei

nichts gewesen, oder vielleicht nur eine Täuschung. Sie schrieb ihren begonnenen Brief mit unruhiger Hand zu Ende, erwähnte aber nichts von dem seltsamen Vorfall und sprach nur noch den Wunsch aus, Ludwigs Hoffnung auf Heimaturlaub möchte sich bald erfüllen.

Nach einigen Nächten, in denen der Vollmond schien und nichts Auffälliges geschah, glaubte Regine, ihr empfängliches Gemüt werde sich nun an die nächtliche Einsamkeit gewöhnen und sich keinen dummen Spuk mehr vorgaukeln lassen. Aber das entscheidende Ereignis, in der sie ihre sichere Ruhe wieder gewinnen und sich in selbstverständlicher Tapferkeit zeigen sollte, stand ihr noch bevor.

In dem leichten Schlummer der neben ihrem Kinde ruhenden Mutter hatte Regine noch gehört, wie die alte Schwarzwälderin in der Stube nebenan zwölf schlug. Da wurde sie durch ein deutliches Pochen an die Fensterläden völlig geweckt. Diesmal konnte es keine Täuschung sein. Auch „Wolf“ war aufgesprungen und gab Laut. Regine sah sich nun vor die Notwendigkeit gestellt, auf jeden Fall dem unheimlichen Pocher entgegenzutreten. Rasch war sie angezogen, und als das Klopfen diesmal an der Tür sich heftig wiederholte, fragte sie, nachdem sie noch rasch zum Gewehrschrank geblickt hatte, wer draußen sei. Sie hörte einige rauhe Laute, rasch hervorgestoßene Worte in einem ihr fremden Tonfall. Sie verstand nichts. Einige Augenblicke gingen lautlos vorüber, dann pochte es wieder, und nun schien es Regine, als flehe ein Mensch mit gebrochener Stimme um Hilfe. Sie dachte an allerhand Möglichkeiten, die sich nun ergeben konnten, an Geschichten, die ihr Ludwig erzählt hatte, aber sie führte ihre Ueberlegungen nicht zu Ende, sie trat zur Tür und öffnete . . .

Ein Mann mit blutigem Gesicht und zerrissenen, vom Straßenschmutz besleckten Kleidern trat unsicheren Schritts herein

Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein

Adolf Hitler, *Mein Kampf*

und sank auf die breite Ofenbank nieder. Regine rief den zu scharfem Angriff bereiten „Wolf“ zurück. Sie begriff, daß dem Mann ein Unfall zugestoßen war, und daß es nun an ihr war, zu helfen. Wenige Worte des Blutenden und der Anblick seines Anzugs gaben ihr bald Klarheit darüber, was geschehen war. Bei den Felsen im Klusenwald war ein Kraftwagen von der schmalen Straße in den Bachdobel abgestürzt, und der Kamerad des blutenden Fahrers lag noch droben. Man mußte ihm helfen, so schnell es nur möglich war.

In dieser Nacht, als Regine mit der schweigenden Maria, die sich vor der Dunkelheit graute, durch den Klusenwald schritt und den leichten Handkarren des Försters zur Bergung des Verunglückten vor sich herschob, gab es keine Gedanken an den wilden Klusen-Eber. Regine fühlte sich in Ludwigs Forstrevier, sie ging den Weg, der seinem Fuß vertraut war zur Tag- und Nachtzeit. Wenn er sehen könnte, wie sie zu solcher Stunde durch den Wald schritt! Davon wollte sie ihm bald schreiben. Im Bachdobel war es für die beiden Frauen schwierig, den Verunglückten beim spärlichen Schein ihrer Laterne zu finden und schließlich den stöhnenden Mann, der weit vom abgestürzten Wagen lag, auf den Handwagen zu legen. Aber sie brachten das Rettungswerk zustande. Als sie endlich mit ihrem Gefährt auf dem Rückweg waren, dabei auf die Unebenheiten des von ihnen benutzten Waldwegs zu achten hatten, um dem Verletzten schmerzliche Erschütterungen zu ersparen, erwachte Maria, die seine Hand hielt, plötzlich aus ihrem angstvollen Schweigen. „Gottlob, er lebt!“ sagte sie zu Regine.

Im Berghäusle lagen nun zwei Hilfsbedürftige weich gebettet in der Obhut der Frauen, und schon bevor der drunten im Dorf herbeigerufene Arzt zur Stelle war, konnten die beiden Pflegerinnen erkennen, daß es nicht so schlimm mit den Verletzten stand, die ein Opfer ihres jetzt besonders gefährlichen Berufs geworden waren. —

Das Erlebnis dieser Nacht, in der Regine und das Mädchen nicht mehr zum

Schlafen gekommen waren, beschäftigte die Gemüter der zwei Frauen noch an den folgenden Abenden, und als bald darauf die Stille der Nacht wieder durch Pochen an der Tür unterbrochen wurde, waren die Insassen des Berghäusles weit weniger bestürzt als dies früher geschehen wäre. Mit festem Ton rief Regine den Pocher an und fragte, was er so spät noch wolle. Eine fistelige Männerstimme antwortete, es klang freundlich und etwas schalkhaft zugleich; der nächtliche Besucher, wünschte eingelassen zu werden zu einem gemüthlichen Plauderstündchen. Da lachte Regine denn sie hatte erkannt, daß es der



Regine aber sprang zum Gewehrschrank, nahm die Büchse, riß das Fenster auf und feuerte.

Finken-Sepp war, ein gutmütiger Sechziger, der nie zum Heiraten gekommen war, aber allen Mädchen und Frauen schöne Worte sagte. Sie erklärte, zum Plaudern habe sie jetzt keine Zeit mehr, er solle hinunter ins Dorf gehen, im „Alder“ werde er noch jemand finden zur Unterhaltung. Aber der Finken-Sepp ließ sich so schnell nicht abweisen. Er begann zärtlich zu miauen wie ein alter Kater. Dann krächte er wie ein junger noch ungeübter Hahn und schließlich meckerte er zutraulich, als begrüße ein Ziegenbock seine Geiß. Dazwischen flehte er mit seiner kindlichen Stimme um Einlaß. Regine lachte ihn

aus und rief ihm gute Nacht zu, er solle jetzt heimgehen. Aber der Finken-Sepp hatte es damit nicht eilig, er zog seine Mundharmonika aus der Tasche und spielte lustig drauflos sein Lieblingslied:

Vom Wald bin ich kommen,  
wo's stockfinster is,  
und ich lieb dich von Herzen,  
das glaub mir gewiß!

Auf einen Wink, den das Mädchen gleich verstand, lief Maria die Treppe hinauf in die obere Stube, und mit einemmal klatschte ein kräftiger Wasserstrahl vom Kammerfenster herab. In das Lachen der Frauen mischte sich das empörte Räsonieren des abziehenden Finken-Sepp, der auf die verdammten Heren schimpfte.

Immer mehr ging es dem Winter entgegen und immer länger wurden die Nächte. Im Berghäusle fühlte man sich eingehüllt in die tiefe Kriegsdunkelheit, die über Tal und Wald lag, und nahm



Dann saßen sie beisammen um den Tisch, erlebten das Glück des Sichwiederhabens und tranken sich zu.

das lautlose, feierliche Schweigen der Nacht erschauernd hin als eine Offenbarung der unfassbaren Ewigkeit. Und darum war es jedesmal ein schreckhaftes Erlebnis, wenn plötzlich ein naher Erdenlaut die Stille durchbrach.

Diesmal war es ein merkwürdiger

Klang, ähnlich dem Getöse der kleinen Kapellenglocke drunten im Tal, es bimelte munter und im Takt draußen vor der Tür. Fragend und nicht ohne Ängstlichkeit schaute Maria von ihrem Kalender auf zu Regine, die achselzuckend im Zimmer stehen blieb. Blitzschnell war „Wolf“ von seinem Lager aufgesprungen zur Tür, wo er schweifwedelnd und bellend etwas zu erwarten schien. Plötzlich hörte das Klängen auf und ein kräftiger übermütiger Jubelschrei stieg auf. Das brave Echo des Einbachtals nahm sich Zeit, ihn getreu zu wiederholen. Als es verklungen war, rief eine Männerstimme draußen ganz vertraulich und froh: „Regine!“

Schon am Jubelschrei erkannte Regine den nächtlichen Besucher draußen. „Er ist's!“ rief es aus ihr, als gäbe es nur einen einzigen Er auf der weiten Welt. Sie stieß den Sperriegel zurück und schloß die Tür auf. Mit einem großen Schritt, lachend und auf einem emporgehaltenen kupfernen Kochkessel läutend, trat der Unteroffizier Kunz in sein Haus. Gleich darnach aber fiel der mitgebrachte Kessel zu Boden, denn nun hielt der glückliche Urlauber seine Regine in den starken Armen. Man mußte die Begrüßung kürzer gestalten, als man es wünschte, denn da stand ja auch Maria und schaute zu. Darum legte die heimgekommene Wehrmacht mit behaglichem Nechzen ihr Gepäd ab. Den kupfernen Kochtopf, den sich Regine schon lange gewünscht hatte, habe er in einer großen Stadt am Rheine erstanden, und eine gute Flasche Wein habe er auch, die müsse jetzt gleich getrunken werden. Dem schlafenden kleinen Hubert widmete der kriegerische Vater einen langen zufriedenen Blick; dann saßen sie beisammen um den Tisch, erlebten das Glück des Sichwiederhabens und tranken sich zu.

In einer Pause schweigenden Sichfreuens wuchs aus der Stille draußen ein seltsames schnurrendes Geräusch.

„Ist das wieder der Klusen-Eber?“ fragte Maria halb spaßhaft, halb ängstlich.

„Laß ihn nur brummen, Maria“, sagte Regine, die sich in Ludwigs Arm schmiegte, „er wird uns nicht stören in dieser Nacht!“